

Jean-Claude Carrière, *Buñuels Erwachen*





*Jean-Claude Carrière*, 1931 in Südfrankreich geboren, ist Drehbuchautor und Schriftsteller. Er arbeitete u. a. mit Louis Malle, Miloš Forman, Andrzej Wajda, Volker Schlöndorff, Jean-Luc Godard und Peter Brook, vor allem aber mit Luis Buñuel, dessen Autobiographie *Mein letzter Seufzer* er mitverfasste.

Carrière war Präsident der Pariser Filmhochschule La Fémis und veröffentlichte zahlreiche Bücher (u. a. *Drehbuchschreiben und Geschichtenerzählen*, *Der Kreis der Lügner*, *Der unsichtbare Film*). 2015 erhielt er einen Ehrenoscar sowie 2016 den Europäischen Filmpreis für sein Lebenswerk.

*Luis Buñuel* (1900 Calanda, Spanien – 1983 Mexiko-Stadt) war einer der bedeutendsten Filmregisseure des letzten Jahrhunderts. Er arbeitete mit Salvador Dalí und der Pariser Surrealisten-Gruppe um André Breton zusammen. 1928 drehte er mit Dalí seinen ersten Film (*Ein andalusischer Hund*); seine Filme (u. a. *Tagebuch einer Kammerzofe*, *Belle de jour*, *Der diskrete Charme der Bourgeoisie*, *Dieses obskure Objekt der Begierde*) provozierten Skandale – und wurden mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet.

Jean-Claude Carrière

# BUÑUELS ERWACHEN

Aus dem Französischen von Uta Orluc  
unter Mitwirkung von Heribert Becker



Alexander Verlag Berlin

Dieses Buch erscheint im Rahmen des Förderprogramms des französischen Außenministeriums, vertreten durch die Kulturabteilung der Französischen Botschaft in Berlin.

**INSTITUT  
FRANÇAIS**  
DEUTSCHLAND

Frankfurt  
en  
français  
auf  
französisch  
Partenariat  
ministère  
des Affaires  
étrangères  
de la France  
et de la République  
fédérale d'Allemagne

Deutsche Erstausgabe

@ 2017 by Alexander Verlag Berlin

Alexander Wewerka, Fredericiastraße 8, D-14050 Berlin

info@alexander-verlag.com | www.alexander-verlag.com

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *Le réveil de Buñuel*,

© Odile Jacob, 2011

Alle Rechte vorbehalten.

Lektorat/Redaktion: Katharina Broich und Heribert Becker

Dank an Christin Heinrichs-Lauer und Rosemarie Wilkens

Satz/Layout/Umschlaggestaltung: Antje Wewerka unter

Verwendung einer Grafik von Ajipebriana/Freepik.com

Druck/Bindung: cpi books

ISBN 978-3-89581-455-6

Printed in Germany (October) 2017

# I

Eines Abends vor gar nicht langer Zeit nahm ich mal wieder das Buch *Mein letzter Seufzer* von Luis Buñuel zur Hand, das wir 1980, drei Jahre vor seinem Tod, gemeinsam geschrieben haben, und las, fast zerstreut, noch einmal den letzten Absatz:

*Ein Bedauern: nicht mehr zu erfahren, wie es weitergehen wird. Aus einer ständig sich verändernden Welt herausgerissen zu werden wie aus einem Fortsetzungsroman. Ich glaube, die Neugier auf das, was nach unserem Tode passieren wird, gab es früher nicht, oder es gab sie weniger in einer Welt, die sich kaum veränderte. Ein Geständnis: Trotz meines Hasses auf die Medien würde ich gern alle zehn Jahre von den Toten auferstehen, zu einem Kiosk gehen und mir ein paar Zeitungen kaufen. Mehr verlange ich gar nicht. Mit den Zeitungen unterm Arm würde ich, bleich die Mauern entlangschleichend, zum Friedhof zurückkehren und von den Katastrophen der Welt lesen, um dann im sicheren Schutz meines Grabes beruhigt wieder einzuschlafen.\**

Plötzlich fragte ich mich: Und wenn ich es mal versuche? Was riskiere ich schon?

Am nächsten Abend – es war im Frühling – kaufte ich ein Dutzend Zeitschriften, spanische, französische, englische, und begab mich bei Einbruch der Nacht unauffällig in die Alleen des Friedhofs Montparnasse. Ich bewegte mich langsam und leise unter den wenigen Spaziergängern, vorsichtig, um im Falle

---

\* Luis Buñuel: *Mein letzter Seufzer (Mon dernier soupir). Erinnerungen*, Berlin 2004, S. 383.

eines Falles nicht von den Friedhofswärtern entdeckt zu werden. Manchmal, wenn ich glaubte, Schritte zu hören, versteckte ich mich hinter einem Baum oder einem Grabstein. Schließlich umhüllte mich die Dunkelheit, und ich ließ mich einschließen.

Von Jugend an war Luis bei seinen Aufenthalten in Paris stets im Hotel Aiglon am Boulevard Raspail abgestiegen und hatte dort in einem Zimmer gewohnt, dessen Fenster auf diesen Friedhof hinausgingen, für den er eine Vorliebe hatte.

»Ein angenehmer Ausblick«, sagte er, was einige seiner Besucher überraschte. Manchmal ging er auf dem Friedhof spazieren, allein, mit einem Spazierstock. Er drehte dort sogar jene Szene aus *Das Gespenst der Freiheit* (*Le Fantôme de la liberté*), in der sich der Polizeipräfekt persönlich mitten in der Nacht an diesen Ort wagt, weil er glaubt, von einer toten und dort begrabenen Frau einen Telefonanruf erhalten zu haben.

Es kam vor, dass Buñuel sich in seinem Zimmer auf einen Stuhl am Fenster setzte und seinen Blick einfach über die Grabstätten schweifen ließ – an manchen Tagen eine oder zwei Stunden lang. Er betrachtete nur die Gräber. Ich habe ihn mehrmals bei diesem meditativen Rundblick überrascht, den er nur ungern unterbrach, um mich zu begrüßen und zu arbeiten.

An jenem Abend also ging ich über den Friedhof, bis ich an seiner Grabstelle angelangt war, einer Gruft, von der ich wusste, wo sie sich befand. Keinerlei Name auf der Stirnseite. Die ein wenig abgenutzte, etwas rostige Tür ließ sich leicht öffnen, ich schob ein paar Spinnweben beiseite und trat ein. Es roch nach altem Staub. Ohne große Mühe gelang es mir, die Grabplatte zu lockern. Meißel und Hammer hatte ich in einer Ledertasche mitgebracht, auch eine Taschenlampe und mehrere Kerzen. Um das Geräusch der Schläge zu dämpfen, hatte ich ein Stück Samt um den Hammerkopf gewickelt.

Ich schob den Stein, der schwer war, zur Seite. Darunter befand sich ein ziemlich düsterer Hohlraum mit sechs Ni-

schen – drei auf jeder Seite – für die Särge. Es waren aber nur zwei vorhanden. Einer der beiden Särge – er stand links unten – schien mir so alt, so zerfallen, fast ein Trümmerhaufen – vielleicht stand er dort schon seit zweihundert Jahren oder länger –, dass ich mich nicht lange damit aufhielt.

Der andere war sein Sarg, da war ich mir ganz sicher. Woher ich diese Gewissheit nahm, weiß ich nicht.

Ich stieg in die Gruft hinab, zündete eine Kerze an und stellte sie in eine der leeren Nischen; ich wischte ein paar Spinnen beiseite (ich habe keine Angst vor ihnen) und begann ziemlich aufgewühlt, den richtigen Sarg zu öffnen, wobei ich mich bemühte, nicht das geringste Geräusch zu machen. Man darf sich nicht vorstellen, dass ich dabei Zaubersprüche auf sagte oder Geister beschwor. Nichts dergleichen. Ich wollte ganz einfach sehen. Sehen und verstehen.

Ich benötigte mehr als eine Stunde harter Arbeit. Mir tropfte ein wenig Schweiß von der Stirn. Als der versiegelte Deckel sich endlich bewegte und ich ihn anheben konnte, ohne das Holz zu beschädigen, nahm ich – anders, als ich befürchtet hatte – keinen Verwesungsgeruch wahr. Nur diesen hartnäckigen Geruch von Staub.

Luis sprach früher recht häufig vom »süßlichen Geruch des Todes«. Ich habe mich immer gefragt und frage mich heute noch, wie er auf diesen Ausdruck kam. Warum »süßlich«? Hier jedenfalls, in seinem Grab, gab es diesen Geruch nicht.

Ich ging mit der Taschenlampe näher heran und sah ihn. Sein Gesicht wirkte bleich und eingefallen, gezeichnet von der Dunkelheit, aber ich erkannte ihn sofort: kantige Kopfform, ausgeprägter Kiefer, hohle Wangen, wenig Haar. Er hatte die Augen geschlossen, und da er tot war, atmete er nicht. Meine Hand zitterte ein wenig, sodass das Licht der Taschenlampe, das auf seine Stirn, auf seine Wangen fiel, flackerte. Ich legte mein Ohr auf seine reglose Brust: kein Herzschlag zu hören.

Seltsamerweise erinnerte er mich auf den ersten Blick an Bilder von jenen unverweslichen Menschen, deren Körper, wie es heißt, jahrhundertlang unbeschädigt bleiben und im Jenseits sogar einen lieblichen Geruch verbreiten – ein Beweis ihrer Heiligkeit.

Ich rief mit gedämpfter Stimme:

– Luis ...

Nichts regte sich in seinem Gesicht. Ich wartete einige Sekunden und sagte erneut, etwas lauter:

– Luis ... Ich bin's ...

Mehrmals wiederholte ich diese Worte: »Ich bin's ... Ich bin's ...«

Beim dritten oder vierten Mal sah ich, dass die unteren Ränder seiner Augenlider zitterten. Ich fügte schnell hinzu:

– Hören Sie mich? Ich habe Ihnen die Zeitungen mitgebracht ...

Da öffneten sich seine Augen, ganz langsam, wie mit Bedacht. Ich wiederholte:

– Ja, die Zeitungen ...

Zuerst bewegte er nicht den Kopf, und seine Lippen blieben zusammengepresst. Er sah mich nicht an. Unmöglich zu sagen, ob er begonnen hatte zu atmen, ob seine Brust sich hob und senkte. Ich sah keine Regung und hörte kein Atemgeräusch; einen kleinen Seufzer vielleicht, aber sicher war ich mir nicht.

Ich knipste meine Lampe aus, stellte die Kerze etwas zur Seite, damit das Licht für seine Augen nicht zu hell war; vielleicht hatte er Angst, sie zu öffnen. Und ich sagte noch ein paar Worte, um ihn zu beruhigen, denn ich befürchtete, ihn zu überraschen, zu erschrecken.

Ich war im Begriff – zumindest glaubte ich das –, ihn ins Leben zurückzuholen. Ganz einfach so. Ohne Ritual, ohne Vertrag, ohne besondere Genehmigung. Ich war weniger bewegt, als ich befürchtet hatte.

Einen Augenblick später sah ich, wo sich seine aufeinandergepressten Lippen voneinander lösten und etwas entwich, das nun, obwohl sehr schwach, einem Atemhauch ähnelte. Als kämen die Laute aus der Tiefe eines trockenen Brunnens, hörte ich:

– *Que? ... Que? ...*

Er sprach Spanisch, was mir normal erschien. Aber da wir meistens, wenn wir zusammen waren, Französisch sprachen, fuhr ich in dieser Sprache fort:

– Ich bin's ... Ich bin gekommen, um Sie zu besuchen ... Ja ... Und ich habe die Zeitungen mitgebracht ...

Nach einer kurzen Pause fragte seine Stimme auf Französisch:

– Zeitungen?

– Ja, vor allem Illustrierte. Von hier und anderswo. Damit Sie wissen, was in der Welt passiert. Sie sagten damals, das würde Sie interessieren, erinnern Sie sich? Und dass Sie sie ab und zu gern ein wenig lesen möchten. Wegen des Fortsetzungsromans. Die Zeitungen.

– Fortsetzungsroman?

– Ja. Um zu erfahren, wie es weitergeht.

Langsam, ohne den Kopf zu bewegen, richtete er die Augen auf mich, seine ausdrucksvollen, goldbraunen, manchmal ins Grau spielenden, ziemlich hervorstehenden Augen, denen früher nichts entging und die ich täglich stundenlang und während der gesamten zwanzig Jahre unserer gemeinsamen Arbeit auf mich gerichtet gesehen hatte.

Ich beugte mein Gesicht vor, damit er mich sehen konnte.

Ich weiß nicht, ob er mich erkannte, ich glaube nicht, jedenfalls nicht sofort. Denn seit unserer letzten Begegnung 1983 in Mexiko-Stadt, zwei Monate vor seinem Tod, war ich älter geworden. Fast dreißig Jahre älter.

An jenem Tag traf ich mich mit ihm in seinem Haus in der Cerrada Felix Cuevas. Wir plauderten eine Stunde lang

über dies und jenes und versuchten erst gar nicht zu lachen. Geschwächt, wie er war, sprach er nur in kurzen Sätzen, und er schaute ständig auf seine Uhr. Als ich gehen wollte, begleitete er mich bis hinaus auf den Bürgersteig. Er wusste, dass er unheilbar krank war, dass er das Ende erreicht hatte, seine letzten Wochen, vielleicht seine letzten Tage; und er wusste, dass ich es wusste. Wir erlebten unsere *despedida* – dieses spanische Wort evoziert einen Abschied für immer.

Draußen in der Sonne sah er mich an, ohne ein Wort zu sagen, drei oder vier Sekunden vielleicht, und schloss mich für einen letzten *abrazo* in seine Arme. Bei dieser Umarmung spürte ich die hervorstehenden Knochen seiner Arme und Schultern. Er ließ mich abrupt los, drehte sich um und ging schnell wieder ins Haus, ohne noch einmal nach mir zu sehen. Ich ging allein und zu Fuß in mein Hotel zurück, das nicht weit entfernt war.

Am nächsten oder übernächsten Tag musste ich nach Paris zurück. Ich habe ihn nicht wiedergesehen.

– Erkennen Sie mich? Ich bin's ...

Er schwieg einen Augenblick und sah mich an, ohne zu antworten. Konnte er mein früheres Bild in diesem alten Mann wiedererkennen, der sich da über ihn beugte? Ich kann es nicht sagen. Ich glaube nicht. Kannte er überhaupt noch die Bedeutung der Wörter »altern«, »früher«, »Jugend«, »vergangene Zeit«? Ich denke nicht, dass er mich sofort erkannte. Sicher nicht. Ich nannte ihm meinen Namen. Er nickte zögernd, aber ich spürte, dass er mich nicht sah, dass ihm auch mein Name nichts sagte, nichts in ihm wachrief.

Plötzlich bat er mich auf Spanisch, ihm zu helfen:

– *Favor de ayudarme* ...

Wobei helfen? Durch eine Bewegung des Halses und die Richtung, in die er blickte, glaubte ich zu begreifen, dass er

sich in seinem Sarg aufrichten, ein wenig bewegen, es sich bequem machen wollte.

Ich fasste ihn unter den Schultern und hatte bei der Berührung sofort wieder dieses Gefühl skelettartiger Magerkeit, fast zerbrechlicher Leichtigkeit, so wie es mir in Erinnerung geblieben war, seit ich mich auf der Straße von ihm verabschiedet hatte. So gut es ging, richtete ich ihn auf und schob das bestickte, etwas verblichene kleine Kissen, das im Sarg lag, hinter seinen Rücken.

Ich fragte ihn sogar:

– Tue ich Ihnen nicht weh?

– Nein, nein ...

Er trug ein dunkles Jackett, das unter all diesen Jahren in der Gruft nicht allzu sehr gelitten hatte, und ein graues Hemd. Keine Krawatte.

Er fragte mich, wer ich sei. Ich sagte es ihm, wiederholte meinen Namen. Er nickte wieder, und diesmal sagte er:

– Ach so ...

Ich war mir immer noch nicht sicher, ob er sich an meinen Namen, an mich erinnerte.

Er streckte beide Hände aus. Ich reichte ihm die Illustrierten und stellte dabei die Kerze näher an ihn heran. Ich sah, dass er versuchte zu lesen, sich jedenfalls die Abbildungen anzusehen, aber seine rechte Hand suchte etwas in seiner Jackentasche. Seine Brille natürlich. Zufällig war sie da. Wer hatte daran gedacht? Ich half ihm, sie hervorzuholen und aufzusetzen. Dann begann er, langsam die Seiten umzublättern. Er vertiefte sich von Neuem in den Fortsetzungsroman, den, dessen Ende wir nie erfahren werden, selbst wenn wir sehr lange leben.

Der Zusammenbruch des Kommunismus, Aids, das Internet, der 11. September: eine große Auswahl von Neuigkeiten in weniger als dreißig Jahren. Es gab für ihn so viel zu erfahren. Ganz zu schweigen von der alarmierenden Situation der Eisbären.

Vier oder fünf Minuten später fragte ich ihn:

– Warum liegt Ihnen so viel an diesen Zeitungen?

– *Que?*

– Sie haben oft gesagt – erinnern Sie sich? –, dass Sie die Medien hassen, dass sie für Sie einer der apokalyptischen Reiter sind. Also?

Er versuchte, seine rechte Hand zu heben, dann ließ er sie wieder fallen. Zwanzig oder dreißig Sekunden später bewegten sich seine Lippen, und ich hörte seinen ersten deutlichen Satz. Leise, aber deutlich:

– Das habe ich gesagt?

– Ja, Luis. Jeden Tag haben Sie die Zeitungen gelesen, das können Sie mir glauben. Und Sie fanden diese Lektüre »beängstigend«.

– Aber ich habe sie gelesen?

– Von vorn bis hinten.

– Aha ... (Schweigen) Nun ja ... Ja, ich glaube Ihnen ... Ich war ... ich war neugierig ... Das ist schon möglich ... (Erneutes Schweigen) Jeder hat so seine Schwächen.

– Sind Sie es noch?

– Was?

– Neugierig.

Er schwieg einen Augenblick, bevor er mich fragte (seine Stimme wurde allmählich fester):

– Neugierig worauf?

– Auf das, was in der Welt passiert.

– Ja ... Vielleicht ... Ja, wider Willen, Sie haben recht ... Sogar hier ...

– Neugierig auf das, was draußen geschieht?

– Natürlich. Hier geschieht ja nichts.

Er wusste also, wo er sich befand. Immerhin.

Ich sagte dann ziemlich dämlich, als nähmen wir ein banales Gespräch aus der Vergangenheit wieder auf:

– Es gibt keinen Grund, die Medien zu hassen. Es sind nicht die Medien, die die Ereignisse verursachen. Sie machen sie nur bekannt, weiter nichts.

Er bewegte seine rechte Hand hin und her. Nicht einverstanden. Überhaupt nicht einverstanden. »Sie sind naiv«, hatte er damals zu mir gesagt. Und das war ich wohl. Bin es vielleicht immer noch. Unverbesserlich naiv.

Wir schrieben in Spanien gerade das Drehbuch zu *Dieses obskure Objekt der Begierde* (*Cet obscur objet du désir*), als wir eines Tages in einer französischen Zeitung eine Nachricht lasen, die uns so unerwartet wie selten und interessant erschien. In der Basilika Sacré-Cœur auf dem Montmartre in Paris, einem Bauwerk, das nach 1871 anlässlich des Sieges der Versailler über die Kommunarden errichtet worden war und das Buñuel »abscheulich« und »widerlich« fand, war eine – leider schnell entschärfte – Bombe deponiert worden.

Am nächsten Tag stürzten wir uns, ungewöhnlich aufgeregt, auf eben diese Zeitung. Kein einziges Wort mehr. Die Nachricht? Von der Nacht oder einer anderen Nachricht verschluckt. An den folgenden Tagen: nichts. Niemand sprach je wieder von dieser weggezauberten Bombe. Wer hatte sie gelegt? In welcher Absicht? Auf wessen Befehl? Warum in dieser Kirche? Wurde jemand angezeigt, festgenommen? Wir haben es nie erfahren.

Vielleicht aus Verdruss darüber haben wir für unser Drehbuch die GAREJ (Groupe Armé Révolutionnaire de l'Enfant Jésus) erfunden, eine Aktionsgruppe, von der gegen Ende des Films eine Stimme im Radio spricht.

Eine erbarmungslose Organisation.

»Wissen Sie«, fragte er mich (damals oft), »wie viele Verbrecher ihren Frauen die Kehle durchgeschnitten haben, um ihr Foto in der Zeitung zu sehen? Um aus dem Grau, aus der Anonymität herauszutreten? Um eine Blutspur zu hinterlassen? Und der Terrorismus, hm? Vierzig Tote bei einem Attentat in Beirut. Keinerlei Wirkung. Das ändert nichts, denn wie könnte eine Bombe irgendetwas ändern? Aber man spricht über den Libanon, das ist es, man spricht über den Krieg zwischen den Clans, über ein zerrissenes Land, über eine umstrittene Regierung. Das ist das Ziel. Ein Attentat, das ist Reklame. Und gratis. Auf die Opfer pfeift man. Alle Welt pfeift auf sie. Nur eines ist wichtig: dass das vergossene Blut in den Adern sämtlicher Zeitungen fließt.«

Und ich habe ihm damals geantwortet:

»Ja, Luis, aber man bekommt es satt. Alles wird eintönig, stumpfsinnig sogar. Ein Attentat mehr. Wozu darüber reden?«

»Eben deshalb«, sagte er (meistens abends in einer Bar, vor einem Drink), »muss man neue erfinden, immer und immer wieder. Sonst schläft die Öffentlichkeit ein. Die immer gleichen Verbrechen ermüden uns. Das hängt uns sehr schnell zum Hals heraus. Schlagzeilen macht man nur mit noch nie Dagewesenem, ganz Neuem. Ich wette, dass es Gremien gibt, die sich darum kümmern und im Geheimen daran arbeiten. Außerdem, täuschen Sie sich nicht: Wenn ich eine Nachricht lese, egal welche, dann ist es, als wäre ich die Hauptfigur. Ich bin, wie jeder Leser, schuld an allen Verbrechen der Welt. Ich existiere durch das, was ich lese. Und die Zeitungsmacher wissen das.«

Ich erinnere mich auch, dass er sagte, die Terroristen seien nicht wirklich Mörder. Definitiv nicht. »Es ist nicht einfach, ein Mörder zu sein«, versicherte er. Er behauptete, er betonte, dass die Mörder, die wahren, im Geheimen agieren. Sie töten nur zu ihrer Freude, weit entfernt von jeglichem Exhibitio-

nismus. Im Geheimen. Zu ihrer innigen Freude. Sie wollen nicht bekannt sein, sie haben nichts, für das sie sich einsetzen. Einzelgänger, in sich Gekehrte. In den USA, in einer kleinen Stadt in Missouri, machte die Polizei die überraschende Entdeckung, dass ein friedlicher Zahnarzt vierundzwanzig Leichen in seinem Garten vergraben hatte. »Ein netter, unauffälliger Mann«, so die Nachbarn, »der sehr ruhig und gelegentlich sogar hilfsbereit war.«

»Ja genau«, sagte Buñuel, »das ist ein reiner, ein wahrer Verbrecher. In gewisser Weise bewundernswert. Übrigens ist Amerika unbestritten das Land der sehr schönen Verbrechen.«

Da hockt er jetzt, die Brille auf der Nase, und blättert mit seinen dünnen, bleichen Händen langsam die Seiten der Zeitschriften um. Ich erinnerte ihn daran – damals haben wir oft darüber gesprochen –, dass die Surrealisten vielleicht einige Verantwortung für die weltweite Verbreitung des Terrorismus tragen. Hat André Breton im *Zweiten Manifest des Surrealismus* nicht geschrieben, dass die einfachste surrealistische Handlung darin besteht, mit einem Revolver in der Hand auf die Straße zu gehen und aufs Geratewohl in die Menge zu schießen? Ein solcher Satz ist leicht zu schreiben, aber schwer zu vergessen.

Während der Ereignisse im Mai 1968 gingen wir morgens manchmal zusammen durch die Straßen des Quartier Latin, über denen noch der Rauch hing, stiegen über gefällte Bäume, gingen um ausgebrannte Autos herum, und Luis entdeckte gerührt die Parolen seiner eigenen Jugend an den Hauswänden: *Alle Macht der Phantasie! Es ist verboten zu verbieten! Seid realistisch, verlangt das Unmögliche!*

»Nein, nein«, sagte er damals zu mir, »wir waren keineswegs verantwortlich. Wirklich nicht. Und André nicht mehr als die anderen. Wir hatten zu wenige Leser. Das war doch alles nur Angeberei, Ästhetik. Pose. André, der

mit dem Revolver in die Menge schießt? Undenkbar, viel zu gut erzogen für so etwas, ich bitte Sie. Zu gesittet. Und glauben Sie, dass die Terroristen die *Manifeste des Surrealismus* gelesen haben?»

In der schützenden Gruft fügt er noch hinzu:

– Und hier, wo ich jetzt bin, ist es mir ehrlich gesagt auch vollkommen egal.

– Aber erinnern Sie sich daran, was Sie gesagt haben?

– Nein, ich erinnere mich an nichts.

Er lügt ein wenig. Er erinnert sich durchaus an bestimmte Dinge. Sein Gedächtnis, das merke ich, ist nicht hoffnungslos ausgelöscht. Vielleicht kommt es langsam zurück, bruchstückhaft, so wie man die Inschrift auf einem verwitterten Stein entziffert, ein Zeichen hier, ein Zeichen da. Sein Geist scheint sich wieder in Bewegung zu setzen, wie ein Motor, der lange nicht in Betrieb war und stottert, wenn man ihn an einem Wintertag startet.

Ich sage weiter zu ihm:

– Der Terrorismus hat seit damals nicht nachgelassen, das kann ich Ihnen versichern.

– Ich bin nie davon ausgegangen, dass er nachlassen würde.

– Er ist zu einer Märtyrerfabrik geworden. Überall.

– Das war schon damals so. Der Tod ist sehr verführerisch, sehr anziehend. Ich hab's Ihnen gesagt. Sie wollten mir nicht glauben.

– Anderen den Tod zu bringen?

– Ihn zu bringen und ihn zu empfangen. Beides. Der Gipfel der Freude vielleicht.

– Aber glauben Sie, dass man noch weitergehen könnte?

– Weiter als was?

– Bis zu einem chemischen Terrorismus? Einem nuklearen? Bakteriologischen?

– Schlimmer noch.

– Schlimmer?

– Bis zu einem häuslichen Terrorismus, mein lieber Freund. Innerhalb der Familie. Ein unzufriedener Schwiegersohn versteckt eine kleine Bombe im Schlafzimmer seiner gelähmten Schwiegermutter. Und droht sie per Fernzündung zu massakrieren, wenn sie ihm nicht das Bargeld gibt, das er verlangt. Das werden Sie erleben. Sie werden's erleben.

– Es gibt pausenlos Fortschritte im Terror, das stimmt.

– Weil der Terror eine Technik ist. Er lässt sich also verbessern. Sie werden unvorstellbare Verfeinerungen erleben. Glauben Sie mir: Selbst hier unter der Erde, im warmen Refugium des Grabes, gibt es Tage, an denen ich mich nicht sicher fühle.

– Was kann Sie denn noch erschrecken?

– Hier (er zeigt auf eine der Illustrierten), sehen Sie? Man schändet die Gräber der Juden und auch der Muslime. Stellen Sie sich vor, eines Tages schändet man die Gräber der Surrealisten!

Er hat mich wie früher »mein lieber Freund« genannt, was mich annehmen lässt, dass er mich erkannt hat. Über dieses Grab, diesen Tod haben wir so oft gesprochen. In den letzten zehn oder fünfzehn Jahren sagte er manchmal, er habe den Eindruck, eine »Bedrohung« nähere sich. Von der Taille abwärts bis zu den Zehen fühlte er sich einigermaßen gut. Doch der obere Teil seines Körpers konnte ihn jeden Augenblick im Stich lassen.

Einmal fragte ich ihn: »Wären Sie lieber am Leben und krank oder tot?« Er antwortete: »Ich weiß nicht. Ich war noch nie tot.«

Eine Antwort, die er mir jetzt nicht mehr geben könnte.

Er blättert unaufhörlich die Seiten um, als könne er bei keiner verweilen. Sein Geist ist ganz oder zumindest teilweise wieder zurück. Ihn so zu sehen, erinnert mich an die ersten

Seiten seines Buches, auf denen er über seine Mutter spricht, die er liebte. Am Ende ihres Lebens, als sie an Alzheimer litt, nahm sie eine Illustrierte, blätterte sie langsam von der ersten bis zur letzten Seite durch und fing dann wieder von vorn an, unermüdlich. Die Lektüre von nichts und wieder nichts.

Wenn er sie besuchte, empfing sie ihn höflich, ohne ihn zu erkennen. Eines Tages zeigte sie ihm ein Foto von ihm, das an der Wand hing, und sagte voller Stolz: »Das ist mein Sohn.«

– Es wundert mich, sagte ich, dass Sie sich noch Gedanken über unser Schicksal machen.

– Über euer Schicksal? Aber nein, darauf pfeif ich.

– Auf die Zukunft auch?

– Natürlich. Was ist das, Zukunft?

– Warum dann die Zeitungen? Die Illustrierten?

Diese Frage habe ich ihm bereits zu Lebzeiten gestellt. Was schert die Alten die Zukunft? Sie werden sie nicht erleben. Niemand wird mit ihnen darüber sprechen. So oder so, ob gut oder schlecht, die Zukunft spielt keine Rolle für sie (und noch weniger für die Toten, doch mein Taktgefühl verbietet mir, ihm das zu sagen, ich achte darauf, dieses Wort nicht auszusprechen).

»Ja, aber so ist es eben«, antwortete er mir. »Die Alten sind vor allem neugierig. Sie sehen gern, was sie aus ihrer Welt gemacht haben, verstehen Sie, die prächtigen Katastrophen, die sie zustande gebracht haben, das Unglück, das sie minutiös vorbereitet haben, ihre Verirrungen, ihre Verwüstungen. Sie genießen sie. Und sie machen sich sogar Sorgen um die kommenden Zeiten. Die Zeiten, die sie nicht mehr erleben werden.«

Und heute wiederholt er, als wundere er sich über dieses Gefühl:

– Ich sage Ihnen sogar: Selbst als Toter bin ich beunruhigt.

– Sie?

- Ja.
- Ich weiß, warum.
- Sagen Sie's mir.
- Weil Sie, auch wenn Sie es nicht gern zugeben, diesen Planeten geliebt haben.
- Den Planeten? Geliebt? Die Erde? (Ziemlich langes Schweigen, seine Augen schließen und öffnen sich.) Ja, das ist gut möglich. Einige Orte auf jeden Fall. Viele sogar. In Spanien, in Mexiko ... Und Paris, ja, Paris.
- Und die Bäume? Die Tiere?
- Ja, ja, alle Tiere, sogar Kellerasseln und Spinnen.
- Und die Menschen.
- Einige, ja. Ein paar Frauen auch. Vor allem meine eigene. Aber die Masse habe ich immer verabscheut, das muss ich Ihnen oft gesagt haben. Männer wie Frauen. Die Menschenmasse, die *marabunta*. Grässlich. Das ist einer der Gründe, warum ich das Grab zu schätzen weiß. Als Liebhaber der Einsamkeit bin ich hier wunschlos glücklich.

Ich glaube, der Augenblick ist gekommen, ihn vorsichtig zu bitten, mir die besondere Situation zu beschreiben, in der wir uns befinden. Anfangs wollte ich es vermeiden, vom »Tod« zu sprechen, da ich neben einem Toten sitze, der mit mir spricht. Dieses Wort hätte ihn erstaunen, schockieren und brutal ins Nichts katapultieren können. Aber er hat mich von dieser Befürchtung sehr schnell befreit, indem er selbst davon sprach. Er sagte »selbst als Toter«. Und er weiß, dass er sich in einem Grab, in einem Sarg befindet. Er begreift es.

Bei der nachträglichen Niederschrift dieser Äußerungen erinnere ich mich jetzt nicht mehr richtig an die genaue Reihenfolge seiner Worte und der Pausen dazwischen. Es kam vor, dass er zögerte, ein bisschen stotterte, mehrere Sätze wiederholte. Manche Wörter habe ich nicht verstanden,

mich aber auch nicht getraut, ihn zu bitten, sie zu wiederholen. Deshalb schreibe ich von dieser Seite an lieber nur noch im Präsens. Ich weiß nicht, was passieren wird. Alles kann plötzlich wie ein Trugbild ausgelöscht werden. Selbst sein Körper könnte verschwinden. Vergessen wir also Vergangenheit und Zukunft.

Als er an diesem ersten Abend, auf eine meiner Fragen antwortend, erneut vom Tod spricht, sagt er, wie ich mich genau erinnere:

– Es ist wie ein großer Saal voller erlöschender Kronleuchter. Auf einen Schlag ist alles schwarz. Blackout. Man sieht nichts mehr, man hört nichts mehr, man spürt nichts mehr. Wie ein Film, der reißt. Und wir haben nichts mehr zu sagen, nichts mehr zu tun.

– Aber Ihnen ist bewusst, dass Sie tot sind?

– Wann?

– Hier, jetzt, heute Abend.

– Ganz ehrlich gesagt: Ich weiß es nicht. Ich sage, dass ich tot bin, damit ist allen gedient. Aber wirklich sicher bin ich mir nicht. (Eine halbe Minute Schweigen.) Was genau ist das, der Tod? (Ich antworte nicht, Inkompetenz.) Und das Bewusstsein? Wissen *Sie's*?

– Ich ja. Mir scheint, dass ich hier mit Ihnen in der Finsternis bin; und dass ich lebe. Das glaube ich, bin mir fast sicher. Aber Sie? Was ist mit Ihnen?

– Jetzt, in diesem Augenblick, ja, da bin ich natürlich tot. Daran zweifle ich nicht. Ich bin nicht mehr am Leben, also bin ich tot. Es gibt nur das eine oder das andere. Und ich erinnere mich vage an mein Leben. Sogar an Sie.

– Danke.

– Wie lange bin ich schon hier? Können Sie mir das sagen?

– Seit nahezu dreißig Jahren.

– Dreißig Jahre?

Er überlegt einen Augenblick. Wahrscheinlich weiß er nicht mehr, wie er mir in einer anderen Nacht gestehen wird, was das bedeutet: ein Jahr, dreißig Jahre.

Er fragt mich:

– Ist das lang, dreißig Jahre?

– Zwischen der Hälfte und dem Drittel eines Lebens. Im Durchschnitt.

– Aber ein Leben, ist das lang?

– Ja und nein.

– Und Sie? Sind Sie tot oder lebendig?

– Ich bin lebendig.

– Sind Sie sich sicher?

– Ja. Ich denke schon. Ich hab's Ihnen bereits gesagt.

– Sie sind kein Gespenst?

– Nein.

– Wieso sind Sie sich sicher?

– Wegen der Zeitungen, die ich Ihnen mitgebracht habe. Ich habe sie erst heute gekauft, am Kiosk in Montparnasse, gleich neben dem Dôme. Ich kenne das Datum. Sie können's nachprüfen. Und wenn ich Zeitungen gekauft habe, beweist das doch, dass ich lebe.

– Finden Sie?

– Ja, das finde ich.

– Wie Sie meinen.

– Einem Gespenst hätte man keine Zeitungen verkauft.

Er nickt. Dieses Argument lässt er gelten.

Früher passierte es manchmal, dass wir uns anschnauzten, und nicht nur wegen der Arbeit. Anfangs natürlich nicht. Ich war viel zu beeindruckt – er der anerkannte Meister, ich der Anfänger –, um ihm irgendwie zu widersprechen. 1963, als ich ihm in einem Appartement im Torre de Madrid gegenüber-saß und wir uns intensiv mit dem Drehbuch für *Tagebuch einer Kammerzofe* (*Le Journal d'une femme de chambre*) nach

Octave Mirbeaus Roman befassten, war ich mit allen seinen Ideen einverstanden und traute mich nicht, selbst etwas vorzuschlagen. So vergingen etwa zehn Tage, und Serge Silbermann, unser Produzent, kam zu uns. Er lud mich zu einem Abendessen unter vier Augen ein. Das kam mir seltsam vor, denn ich nahm bereits alle Mahlzeiten gemeinsam mit Luis ein. Aber an diesem Abend war er nicht dabei.

Silberman sprach über Gott und die Welt, über die französische Politik (der Algerienkrieg war ein Jahr zuvor zu Ende gegangen), über seine Familie und den neuesten Klatsch. Beim Dessert schließlich sagte er, Luis sei unzufrieden mit mir, er finde mich seriös, fleißig, aber...

Ich wartete, was nach dem »aber« kommen würde. Serge fuhr fort:

»Aber Sie müssen ab und zu Nein zu ihm sagen.«

Ich glaubte zu verstehen – Luis hat mir das ein wenig später bestätigt –, dass Serge auf Buñuels Bitte hin zu uns nach Madrid gereist war, um mir diese wenigen Worte zu sagen (die er noch einmal wiederholte). Luis brauchte keinen fügsamen, schweigenden Sekretär, keinen Jasager, sondern einen Partner, ja sogar jemanden, der ihm widersprach und opponierte, was ich dann allmählich versuchte.

Von da an gab es Konflikte und Kräche, die uns aus Gründen, die nichts mit dem Skript zu tun hatten, zuweilen heftig aneinandergeraten ließen; Konflikte, die aber immer gütlich gelöst wurden, sobald die ersehnte Stunde des Aperitifs schlug.

Aber hier, in dieser Gruft, lohnt es sich da zu protestieren, lauter zu werden, um zu zeigen, dass ich am Leben bin?

Dazu sage ich nichts. Der Lebende soll vor dem Toten zurücktreten. Soll er von mir denken, was er will, solange er mit mir spricht.

Ich wechsele das Thema. Ich erinnere ihn daran, wie sehr er als echter Spanier sein ganzes Leben lang vom Tod, vom

Schauspiel und von der Darstellung des Todes fasziniert war. Ohne jede Scheu vor irgendeinem verhängnisvollen Urteil im Jenseits fragte er sich, wie der Lebende sich den Nicht-Lebenden vorstellen, wie ein aktiver, reger Geist sich das Nichts ausmalen kann.

Er fragte mich oft: »Das Nichts, was ist das?«, obwohl er genau wusste, dass ich darauf keine Antwort hatte. Weder ich noch sonst jemand. Auf Fragen nach der Ewigkeit eine einzige Antwort: Achselzucken. Bei jedem Besuch in Toledo stand er lange sinnend vor der liegenden Figur des Kardinals Tavera, einer Marmorskulptur, die der Bildhauer Berruguete im 16. Jahrhundert bereits mit den Zeichen der Verwesung versehen hat. Ein harter, vom menschlichen Tod angefressener Stein, über den sich Catherine Deneuve in *Tristana* beugt.

Diese Faszination ging bis zum Spiel, bis zur *broma*. Mehrmals habe ich ihn, wenn ich ihn in seinem Zimmer im Hotel Aiglon oder anderswo aufsuchte (da er schwerhörig war, ließ er seine Tür immer einen Spalt breit offen, wenn er jemanden erwartete), tot vorgefunden: ausgestreckt auf dem Boden, bewegungslos, einen Fuß noch auf einem Stuhl, die Augen verdreht, nicht atmend, ein Hemdzipfel über der Hose. Beim ersten Mal stürzte ich zu ihm, weil ich einen Herzanfall vermutete, kniete mich neben ihn, griff nach seinen Händen – da stand er lachend auf.

Die nächsten Male – er zeigte mir diese Nummer im Laufe der Jahre noch drei- oder viermal – war ich vorgewarnt. Ich bat ihn lediglich, wieder aufzustehen, was er auch bereitwillig tat: »Verzeihen Sie mir, ich hatte vergessen, dass ich in Ihrem Beisein schon einmal tot war.« Einmal kam ich in Begleitung einer Schauspielerin, die er kennenlernen wollte, zu ihm. Da er diese Verabredung vergessen hatte, spielte er mir wieder den Streich mit dem plötzlichen Tod samt umgestürztem Sessel und ringsum verstreuten Papieren. Die junge Frau war entsetzt. Ich

beruhigte sie, während Luis ein wenig betreten aufstand und sein Hemd in Ordnung brachte. Solche Späße machte er gern.

Ich frage ihn:

– Wissen Sie jetzt mehr darüber?

– Nein. Ich bin noch nicht weitergekommen. Glauben Sie's mir oder nicht: Der Tod lehrt uns nichts über den Tod. Absolut nichts. Er ist stumm wie das Leben. Die beiden stehen sich in nichts nach, ich schwör's Ihnen. Ich habe gut daran getan, mir den Tod schon vor dem Sterben vorzustellen, über ihn zu lachen, sogar Spaß an ihm zu haben. Denn danach, wissen Sie, ist es zu spät.

– Und doch sprechen Sie mit mir, erkennen mich wieder, verstehen, was ich Ihnen sage, und antworten mir!

– Ja, aber ich bin tot. Sie haben mich doch darauf aufmerksam gemacht, eben weil Sie mich aufgeweckt haben. Sonst wüsste ich nichts davon. Überhaupt nichts. Ich würde sogar sagen: Alles, was ich über den Tod weiß, habe ich während meines Lebens gelernt.

Er schweigt ein paar Augenblicke, nimmt seine Brille ab, reibt sich die Augen, schließt sie, öffnet sie wieder und redet dann weiter (stockend, aber ich mache Sätze daraus):

– Ja, ich habe gut daran getan, oft über ihn nachzudenken, so oft wie möglich. Und ihn mir vorzustellen, ihn zu spielen. Denn vielleicht deshalb – wer weiß? – bin ich verschont geblieben. Unter der Glasglocke. Übrigens, wie alt war ich, als ich aufgehört habe zu leben?

– Dreiundachtzig Jahre und fünf Monate.

– So alt?

– Ja.

– Ich, der ich dachte, ich würde viel früher sterben!

– Ich weiß. Das haben Sie oft gesagt. Sie versicherten von Anfang an, seit ich Ihnen begegnet bin: »Das wird mein letzter Film sein.«

– Und ich war mir ganz sicher.  
– Sie haben mir das bei mehreren Filmen gesagt. Es war eine Art Exorzismus, möchte ich wetten.

– Was heißt das, Exorzismus?

Ich verzichte darauf, es ihm zu erklären. Zu schwierig. Und es ist schon spät.

Er sagt noch:

– Aber wissen Sie, wenn man erst einmal auf der anderen Seite ist, spielt das Alter keine Rolle mehr.

Er errät wahrscheinlich – denn er hat mich oft durchschaut –, dass ich Lust habe, ihn wieder und wieder über seinen Zustand reden zu hören. Es ist eine so schöne, so seltene Gelegenheit. Ich bedränge ihn ein wenig, und er sagt:

– Der Tod zementiert alles. Alles, was wir gefühlt haben, alles, wovor wie Angst hatten.

– Was zum Beispiel?

– Dass das Leben in der Unendlichkeit des Nichts ganz klein und ganz allein ist, mein lieber Freund. Eine Anomalie, vielleicht ein Irrtum. Allein und weit weg von allem. Und so kurz ... Dass es verloren ist in einem Ozean von Gleichgültigkeit und Zufall ... Dass es unseren Nachbarn und Freunden völlig schnuppe ist, genauso wie den Ameisen und den Sternen. (Er unterbricht sich einen Augenblick, wie um Atem zu holen.) Dass alle Erinnerungen vergessen werden und dass diejenigen, die angeblich überdauern, Lügen sind.

Wie nach einer übermäßigen Anstrengung (es ist das erste Mal, dass er, noch mit Pausen, so lange spricht. Wer weiß, ob sein Herz wieder zu schlagen begonnen hat?) ruht er sich einen kurzen Augenblick aus, schließt wieder die Augen. Ich mache mir Notizen auf einem Block, den ich mir, ohne dass er es sieht, auf die Knie gelegt habe. Kurze, ungeschickte Notizen, die ich später in eine ordentliche Form bringen werde.

Übrigens spricht er undeutlich, unterbricht sich, zögert, verstummt. Manchmal sagt er Worte, die ich nicht voneinander unterscheiden kann.

Dann weiter:

– Das Leben hat nichts als das Leben. Sonst nichts. Träumen ist zwecklos.

– Gehen wir von einem Nichts zum anderen?

– Genau.

– Sind Sie keinem Erzengel begegnet? Keinem Dämon?

– Machen Sie keine Witze.

– Hätten Sie es sich gewünscht?

– Ja, warum nicht? Um mich abzulenken. Diese Varieté-Vorstellung, die uns nach unserem Tod erwartet, die Trompeten der Cherubim, das Geheul in den Kochtöpfen der Hölle, die Wolken, die sich öffnen wie Vorhänge. (Das alles bringt ihn zum Lachen.) Und die Harfen und die gezackten Gabeln, das ganze Affentheater des Jenseits, wie bei Méliès ... Aber Sie wissen ja, dass wir nichts anderes haben als unser Leben. Sie wissen es. Zwingen Sie mich nicht, es noch einmal zu sagen.

– Ich höre Ihnen gern zu.

– Sogar die Teufel mit ihren Bocksfüßen sind Erdbewohner. Wir haben, wenn wir leben, nur unser winziges Fenster, das sich bald wieder schließen wird. Und die Geschichte derer, die vor uns existiert haben und alle ausgelöscht sind. Alle ...

– Zum Trost haben wir immerhin unsterbliche Götter erfunden.

– Die sind auch verschwunden, einer nach dem anderen. Verbrannt, zerschlagen, begraben. Vergessen. Schlimmer noch: ausgestellt in Museen. Alles, was von ihnen übrig ist: eine Aufschrift. Ich war Gott, an diesem Ort, zu diesem Zeitpunkt. Der Tod zementiert das alles, mein lieber Freund. Er schließt das Fenster für immer.

– Aber für Sie, scheint mir, macht er eine Ausnahme.

– Nein. Glauben Sie das bloß nicht. Ich höre Sie, und ich spreche mit Ihnen, ich sehe Sie, aber ich bin wirklich und wahrhaftig tot. Zweifeln Sie ja nicht daran, das empfehle ich Ihnen. Und erzählen Sie es nicht weiter, ich bitte Sie.

– Warum nicht?

– Um nichts in der Welt möchte ich der Urheber eines neuen Kults sein! Können Sie sich die Überschriften in den Zeitungen vorstellen? »Das wundertätige Grab des Luis Buñuel!« Pilgerfahrten! Prozessionen! Gebete! Wie grauenhaft!

Er lacht wieder, diesmal lauter, lacht kurz, aber frei heraus, er, der früher immer sagte, ein Tag ohne Lachen sei ein verlorener Tag.

Das Lachen, Beweis von Leben. Dieses schallende Lachen, das vor meiner Nase so oft aus ihm herausplatzte, ein Lachen, das die Zähne entblößt, das den Atem stocken lässt und das ich nicht vergessen habe. Manchmal, bis die Tränen fließen. Dass man sich mit dem Handrücken die Augen wischt. Das gleiche Lachen jetzt. Ja, die Vorstellung von Wundern, die auf seinem Grab vollbracht werden, hat etwas, um uns fünf Minuten lang zu ergötzen. Würde der Vatikan Beobachter entsenden?

Und die sich noch auf den Surrealismus berufen? Würden sie »Skandal!« schreien? Oder eine Manipulation des Opus Dei wittern? Ach, wenn Breton noch lebte, ja, dann würde sich's lohnen, ein Wunder zu vollbringen. Nur seinetwegen. Um seines Zorns willen!

Da muss ich auch lachen.

Dann beruhigt er sich wieder, deutet an, dass er sich wieder in seinem Sarg ausstrecken möchte, und sagt ein wenig matt:

– Es reicht. Lassen Sie mir die Zeitungen und eine Kerze da. Kommen Sie ein andermal wieder, wenn Sie Lust haben, wir werden sehen. Aber ich bin müde. Ich brauche Ruhe. Ewige Ruhe.

– Soll ich Ihnen beim Hinlegen helfen?

- Nein, ich werde ein wenig lesen. Ich komme schon zurecht.
- Können Sie selbst den Sargdeckel schließen?
- Aber ja. Das ist leicht.
- Haben Sie Ihre Brille?
- Ja, ja, hier ist sie. (Er hat sie noch in der Hand.) Danke, dass Sie gekommen sind, dass Sie an mich gedacht haben. Das meine ich ehrlich. Grüßen Sie Ihre Familie von mir.
- Meine Familie? Wirklich? Soll ich mit ihr darüber reden?
- Nein, natürlich nicht. Was sage ich da? Zu niemandem ein Wort! Versprechen Sie's mir.
- Versprochen.
- Ich verlasse mich auf Sie.
- Soll ich Ihnen das nächste Mal ein bisschen Wein mitbringen?
- Nein, nein! Ich könnte ihn doch gar nicht trinken. Ich habe keine Organe da drinnen. Ich bin leer wie ein Sarkophag.
- Ich sehe ihn an, bevor ich gehe. Ich versuche, mich an seine Worte zu erinnern. Ich habe das Gefühl, dass ich jetzt schon Einzelheiten vergessen habe.
- Er hat sich wieder die Brille aufgesetzt. Er blättert eine der Illustrierten durch. Schlägt Seiten um.
- In dem Augenblick, in dem ich mich etwas mühsam aus der Gruft hieve und mit dem Stein die Öffnung verschließe, höre ich ihn sagen:
- Vielleicht doch ein kleines Fläschchen. Man kann nie wissen.

## 2

Eine Woche später erfand ich ein abendliches Arbeitstreffen, um unsere Wohnung gegen zweiundzwanzig Uhr verlassen zu können, und sagte zu meiner Frau:

– Es wird nicht lange dauern.

Ich nahm eine Flasche Rioja, den spanischen Rotwein, den er früher sehr gern trank, einen Korkenzieher und zwei Gläser und packte das alles zu der Taschenlampe und einigen neuen, duftenden Kerzen in meine Aktentasche.

Ich erreichte die Gruft ohne Zwischenfälle, ging hinein, schob den Stein zur Seite, stieg hinunter, zündete eine Kerze an und hob den Sargdeckel hoch – leichter als beim ersten Mal.

Luis tauchte vor mir auf, immer noch sehr bleich, aber er kam schneller zu sich, als ich erwartet hatte. Er schien mich nicht gleich zu erkennen, zog die Augenbrauen hoch und sagte:

– Ach, Sie sind's!

– Haben Sie mit jemand anderem gerechnet?

– Nein, Sie sind der Einzige, der kommt.

– Haben Sie auf mich gewartet?

– Was heißt das, »warten«?

Mir fehlt die Geduld, ihm die Bedeutung dieses Wortes zu erklären. Stattdessen frage ich ihn:

– Kommt es vor, dass Sie sich langweilen? Dass Ihnen die Zeit lang wird?

– Sie verstehen wirklich gar nichts. Zeit, mein lieber Freund, was das ist, weiß ich nicht mehr. Es ist nur ein Wort. Kein Empfinden mehr.

– Ich verstehe.

- Nein, ich bin nicht sicher, dass Sie das verstehen.
- Dann erklären Sie's mir.
- Die Toten haben keine Zukunft, das ist ja bekannt, aber genauso wenig haben sie eine Vergangenheit, das müssen Sie sich klarmachen.
- Aber sie haben gelebt, oder?
- Nicht doch. Sie haben nichts gemacht, sie haben kein Leben gehabt. Ein Toter aus der Zeit von Altamira und ich, das ist dasselbe. Wir sind nicht mehr. Wir sind nichts. Absolut nichts. Wir sind nicht lebendig gewesen, weil wir jetzt tot sind. So ist das. Es ist vorbei mit der Zeit. Sie ist verschwunden, verschluckt. Selbst die Zeiten der Konjugation der Verben gelten nicht mehr für die Toten.
- Zum Beispiel?
- Wie könnte ein Toter im Futur sprechen und sagen: »Ich werde sein« oder »Ich werde tun«? Die Grammatik ist für die Lebenden gemacht.
- Früher trennten uns einunddreißig Jahre. Heute sind wir, wenn ich ihn richtig verstehe, fast gleichaltrig.
- Trotzdem werden Sie mir erklären müssen, wie es kommt, dass Sie mit mir sprechen.
- Das ist eben so! Warum wollt ihr Franzosen immer alles erklären? Ihr stoßt auf etwas Unerklärliches? Aber das ist ein Glücksfall! Nutzen Sie ihn! Vielleicht währt er nur einen Augenblick!
- Das haben Sie schon gesagt, als Sie noch lebten.
- Was habe ich gesagt?
- Dass jeder Ihnen etwas erklären wollte.
- Mir *was* erklären?
- Sie selbst. Ihre Filme. Sie interpretieren, verständlich machen. Begreiflich machen, was Sie sagen wollten.
- Meine Filme? Was? (Er scheint vergessen zu haben, was er zu Lebzeiten gemacht hat, doch das dauert nur fünf oder

sechs Sekunden.) Ach ja, vielleicht ... Filme, ja, ich habe Filme gemacht ... Die nicht jedem verständlich waren ...

– Genau.

– Und irgendwelche Kretins wollten sie erklären. Und nach meinem Tod geht das weiter so, da bin ich mir fast sicher.

– Unheilbar, diese Krankheit. Sie fragten mich oft: Was denn verstehen? Was bedeutet dieses Wort? Verstehen wir etwas von der Wirklichkeit um uns herum? Was für eine ver-teufelte Manie, sagten Sie, immer alles verstehen zu wollen! Verstehen wir etwas vom Flug einer Fliege? Von den Bewegungen der Galaxien? Vom Licht und von der Dunkelheit? Haben wir etwas von den Vernichtungslagern, vom Gulag verstanden? Und was sind meine »Filme«, wie Sie sagten, neben dem ständigen weltweiten Horror? Kleiner ironischer Zie-gendreck, den ich mir nicht verkneifen konnte. Erleichterungsübungen vielleicht. Nicht der Rede wert.

So sprach er mit mir. Oft. Ich erinnere ihn daran und frage dann:

– Woher kommt diese Gunst, die Ihnen zuteilwird?

– Was meinen Sie?

– Dass Sie hier sind, mit offenen Augen, und mit mir sprechen.

– Nennen Sie das eine Gunst?

– Natürlich. Ein Privileg. Nennen Sie's, wie Sie wollen. Eine Ausnahme.

– Niemand ist gekommen, es mir zu erklären, wie Sie's nennen. Anscheinend sind die Dinge nicht so einfach, wie wir glauben.

– Das hat Dalí gesagt, als er jung war. Vielleicht hatte er recht.

– Wer hat was gesagt?

– Dalí. Salvador Dalí. (Er runzelt die Stirn, dieser Name erinnert ihn an jemanden.) Es gebe etwas, sagte er, was er immer und überall gehasst habe: die Einfachheit. Für Sie galt das nicht.

Er denkt kurz nach, bevor er antwortet (diesmal kein Zweifel: Er erinnert sich):

– Darüber haben wir diskutiert. Ich war objektiver als er. Schonungsloser, entschiedener. Er dachte wie ein Aal.

– Sind Sie nun tot oder lebendig?

– Ich bin tot, da gibt's keinen Zweifel, das sehen Sie ja. Tot und begraben. Aber bei gewissen Gelegenheiten bin ich ein wenig lebendig. Nur ein klein wenig. Ein Teil von mir kehrt vorübergehend ins Leben zurück. Wie an den Abenden, an denen Sie mich besuchen ...

– Haben Sie noch andere Besucher?

– Nein, niemanden.

– Vielleicht wachen Sie, wenn ich Sie besuchen komme, einfach reflexartig auf?

– Das heißt?

– Sie sagen sich: »Da kommt Jean-Claude. Scheiße, gleich geht's an die Arbeit.« So wie wir's zwanzig Jahre lang getan haben. Ihr Körper reagiert unwillkürlich.

– An die Arbeit? Um was zu tun?

– Um ein neues Drehbuch zu schreiben.

– Aber nein! Um Himmels willen! Kein Drehbuch, keine Filme mehr! Nein! Das alles ist vorbei!

– Aber früher haben Sie's sehr gemocht!

– Ich?

– Sie sagten, nichts käme Ihnen angenehmer vor als unsere langen Schreibsitzungen. Wir beide ganz allein, wie Mönche, jeder in seiner Zelle, ohne Frauen, ohne Freunde, ohne Besuche, nur jeden Tag diese beiden Sitzungen in meinem Zimmer, jeweils drei Stunden, wochen-, manchmal monatelang. Sie haben diese Perioden der Isolation sehr geliebt. Jedenfalls haben Sie mir das gesagt.

– Sie nicht?